

Kudrna, Jaroslav

## **Die politisch-ideologische Rolle des Individualitätsbegriffs in der Geschichtsschreibung der Neuzeit**

*Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. C, Řada historická.*  
1968, vol. 17, iss. C15, pp. [93]-106

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/102355>

Access Date: 22. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University  
provides access to digitized documents strictly for personal use, unless  
otherwise specified.

JAROSLAV KUDRNA

**DIE POLITISCH—IDEOLOGISCHE ROLLE  
DES INDIVIDUALITÄTSBEGRIFFS  
IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG DER NEUZEIT**

Heute scheint der langjährige Streit um das Individualitätsprinzip in der Geschichtsschreibung auch in Westdeutschland zu seinen Ungunsten entschieden zu sein, obwohl noch einige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg die Situation nicht so eindeutig war. In der ersten Etappe der Revision des traditionellen Geschichtsbildes, die dem verlorenen Krieg folgte, wurden ernstzunehmende Versuche unternommen, das Prinzip der sogenannten historischen Partikularität zu retten. Man kann bei dieser Gelegenheit an die programmatischen Aufsätze von G. Ritter oder W. Hofer<sup>1</sup> erinnern, die die tragende Lebensfähigkeit des Prinzips aufrechtzuerhalten wünschten. Vor allem wollte G. Ritter nicht die Grundsätze der Rankeschule opfern und versuchte für die alten Prinzipien dieser Geschichtsschreibung, unter denen das Individualitätsprinzip an erster Stelle steht, neue Gründe aufzufinden. Bei dieser Gelegenheit richtete er viele Einwände gegen die Schule der Annales und andere soziologische Richtungen in der Historiographie, die amerikanische politische Historiographie inbegriffen.

Sicherlich wurde dabei manches von neuem formuliert, in andere Zusammenhänge gebracht; auch wusste man manche Zugeständnisse an neue Strömungen zu machen. Man hat z. B. mehr die Rolle der allgemeinen Typologie in der Geschichtsschreibung akzentuiert oder wenigstens ihre Daseinsberechtigung theoretisch zugelassen, wobei man — was symptomatisch ist — für alle diese Neuansätze die theoretische Begründung schon in der historischen Methodologie der älteren deutschen Geschichtsschreibung finden wollte.

Unter dem Druck der Zeitergebnisse mussten denn einige Hauptstützen der Rankeschen Geschichtsschreibung beiseite geschoben werden, so der Grundsatz von dem Primat der Aussenpolitik über die Innenpolitik, die Konzeption der sogenannten europäischen Mächte, und vor allem das Prinzip der historischen Kontinuität (dieses aus eminent politischen Gründen; man konnte nach 1945 nicht die Kontinuität der deutschen Geschichte auch mit dem Faschismus proklamieren). Später, besonders im Fall von Schieder und Conze,<sup>2</sup> haben dabei auch Reflexionen über die industrielle Revolution eine gewichtige Rolle mitgespielt.

Dazu tritt noch der Umstand, dass das Krisenbewusstsein der Nachkriegszeit mit dem Sicherheitsbewusstsein der Rankeschule nicht zu vereinbaren war und dass selbst das Bedürfnis nach Orientierung in der gegenwärtigen Lage die Entwicklung der Typenlehre fördern musste. Eine andere Frage allerdings wäre, ob es sich auch bei der allgemeinen Typenlehre nicht um eine andere Ausprägung

des Individualitätsprinzips handelt, ob also letzten Endes die Grundsätze jener Geschichtsschreibung, deren Aufgabe E. Troeltsch<sup>3</sup> vor dem ersten Kriege eben in der Aufrechterhaltung des patriarchalisch-autokratischen Geistes gesehen hatte, doch nicht gehalten werden konnten, allerdings unter der Voraussetzung, dass ihre Begründung in noetische Ebene gerückt werden sollte (z. B. wo die Methodologie der Schule der Annales mit berechtigten Argumenten kritisiert wurde).

Es fehlt sicherlich in der deutschen Historiographie der Vor- und Nachkriegszeit nicht an den Versuchen, die geschichtlichen oder sogar soziologischen Hintergründe der auf dem Individualitätsprinzip gegründeten Geschichtsschreibung zu enthüllen. Letzten Endes könnte man das Bewusstsein dieser Zusammenhänge schon den Historikern entnehmen, die sich selbst zu der Rankeschen Richtung bekannten, vor allem, wenn sie durch innere oder äussere Krisen dazu gezwungen waren, die eigene methodologische Einstellung zu reflektieren. Die kritischen Aufsätze dazu, die wir bei Meinecke nach dem ersten und zweiten Weltkrieg finden,<sup>4</sup> und die Selbstreflexion, die im Werke G. Ritters<sup>5</sup> nach dem zweiten Weltkrieg zu Worte kommt, sind dafür symptomatisch.

Es kommt noch die Tatsache hinzu, dass es auch innerhalb der deutschen geistigen Welt Historiker gab, die sich mit der herrschenden Geschichtsmethodologie niemals identifizierten oder sogar ihr scharf entgegengesetzt waren, wie z. B. K. Lamprecht, und aus ihren Positionen Reflexionen über die „gängige“ Methode machten.

Es gab dann Historiker, die sich mit der herrschenden Richtung nicht völlig identifizierten (z. B. E. Troeltsch) und andere methodologische Gesichtspunkte entwickelten. Endlich kommt auch die Kenntnissnahme der Resultate der Kritik, die von aussen her die Problematik aufrollt, in Frage. Letzten Endes haben sich auch einige Historiker die Resultate dieser Kritik zu eigen gemacht, was zum positiven Bestreben führen musste, neue Grundsätze zu entwickeln. Nur aus diesem Grunde konnte z. B. W. Conze die geschichtliche Rolle der Rankeschen Geschichtsschreibung in den Zusammenhang mit der Reaktion auf die Französische Revolution bringen und als Bewusstsein der patriarchalisch-aristokratischen Schicht enthüllen.<sup>6</sup>

Man kann sich aber bei der komplexen Beurteilung des ganzen Individualitätsprinzips nicht auf die deutsche Geschichtsschreibung beschränken, und zwar ebenso wenig in vertikaler wie auch in horizontaler Sicht.

Ich werde versuchen, Beweise für die Feststellung beizubringen, dass der Streit beider Richtungen in der Geschichtsschreibung, die für das 19. Jhr. ausschlaggebend war, älteren Datums ist und in seinen Ansätzen schon in der Renaissance zu finden wäre. Erst dann sollen die Entwicklungsphasen des ganzen Problems in der deutschen Geschichtsschreibung erläutert werden und endlich soll auch angedeutet werden, inwiefern dieses Problem in der Geschichtsschreibung anderer Länder — ich werde mich auf England und Frankreich beschränken — wirksam war. Selbstverständlich kann es sich in diesem Aufsatz nur um eine kleine Skizze handeln, die viele, manchmal auch schwerwiegende Aspekte, unberücksichtigt lässt.

## I

Obwohl das Problem im vollen Umfang erst im 19. Jh. auftaucht, so lässt sich nicht die Tatsache wegdisputieren, dass sich dessen schon die Denker der Re-

naissance bewusst waren. Das Problem wurde z. B. in der Einleitung zu Machiavellis *Discorsi* klar herausgestellt.<sup>7</sup> Machiavelli richtet hier Vorwürfe gegen die ältere humanistische Historiographie, die sich nur auf die Erfassung der einzelnen historischen Ereignisse konzentrierte, die allgemeine Verbindlichkeit der allgemeinen Regeln für die Geschichte ablehnte und so nicht imstande war, eine Anleitung zur Meisterung der gegenwärtigen Lage zu liefern. Dabei verhält sich Machiavelli ebenso negativ zur pragmatischen Geschichtsschreibung, die in der Antike und im Mittelalter geläufig war.

Wollte man kurz die Gründe angeben, die Machiavelli zur negativen Einstellung zu dieser Art Historiographie geführt haben, so könnte man etwa zu folgenden Schlussfolgerungen kommen: Machiavelli macht dieser Art Historiographie zum Vorwurf, dass sie sich zuviel auf äussere staatspolitische und militärische Aktionen konzentrierte und die Abhängigkeit der Aussenpolitik von der Innenpolitik und den Realzuständen der Gesellschaft nicht einzusehen vermochte.

Machiavelli ist sich klar bewusst, dass die allgemeinen Regeln des Geschichtsverlaufs hauptsächlich der inneren Sphäre der Gesellschaftsentwicklung zu entnehmen sind. Faktisch sind bei ihm die Regeln, die sich auf die Aussenpolitik beziehen, denjenigen, die Haupttendenzen der inneren gesellschaftlichen Entwicklung widerspiegeln, nachgebildet. Dabei ist es aber für Machiavelli kennzeichnend, dass er die inneren Zustände der Gesellschaft nicht im real ökonomischen Sinne begreift, sondern, dass er sie immer in Verbindung zu der Staats-sphäre setzt. In gewisser Hinsicht könnte man sagen, dass alle Momente der gesellschaftlichen und staatlichen Lebens bei ihm in Einheit begriffen sind; man könnte sogar von einer Totalität sprechen, wenn der Begriff der Totalität nicht eine Neuschöpfung des 19. Jh. wäre und andere Beziehungen einzelner Sphären in sich enthielte, als dies bei Machiavelli der Fall war.

Diese einheitliche Auffassung einzelner Sphären bildet die Grundvoraussetzung zur Anwendung eines Entwicklungsmodells, das zwar nicht originell ist — das ganze Entwicklungsschema ist dem Polybios entlehnt<sup>8</sup> —, aber trotzdem die theoretische Erfassung der gesellschaftlichen Phänomene möglich macht und besonders dazu geeignet ist, die Verfallserscheinungen der gegenwärtigen Gesellschaft in breitere Zusammenhänge einzuordnen. Der Nachdruck, den Machiavelli auf die gegenseitige Abhängigkeit der inneren von den äusseren Faktoren der Gesellschaft legt, führt ihn zur schöpferischen Anwendung des aristotelischen Kausalitätsbegriffes, der über mechanische Kausalität weit hinausreicht, und ferner zur wertenden Einstellung zu den geschichtlichen und zeitgenössischen Phänomenen führt. Alle diese Aspekte sind nicht voneinander zu trennen.

Aus dem Gesagten ergibt sich mit gewisser Notwendigkeit der Grund dessen, warum bei Machiavelli das Individualitätsprinzip in den „*Istorie fiorentine*“ an jenen Stellen zum Vorschein kommt, wo es für jedwede Art Geschichtsschreibung unentbehrlich wäre; ganz absichtlich sogar in jenen Teilen der *Istorie*, wo er die Mediceische Politik behandelt. Sonst ist auch die Grundkonzeption der „*Istorie fiorentine*“ auf den allgemein theoretischen Prinzipien aufgebaut.

Ganz anders ist die Situation bei Guicciardini, dem Zeitgenossen Machiavellis. Was bei Guicciardini auf den ersten Blick überrascht, ist eine gewisse Ehrfurcht vor den Fakten, die in programmatischen Äusserungen und Kritiken vorkommt, die aber Guicciardini nicht immer in die Praxis umzusetzen wusste (was schon Ranke klar herausgestellt hat).<sup>9</sup> Damit verbindet sich auch seine scharfe Ab-

neigung zu den allgemeinen Regeln und Gesetzen, die typischerweise mit der Negation der antiken Tradition einhergeht.

Die Tatsache, dass Guicciardini die antike Tradition ablehnte, hatte nicht nur politische Gründe. Die antike Tradition verband sich in der Renaissance mit der Ideologie des Popolo — Guicciardini war ein typischer Vertreter der Florentiner Aristokratie und wusste aus seiner Klassenlage auch theoretische Folgen zu ziehen. Faktisch war ihm der Weg zur Ausarbeitung der Typen, die die gegenwärtige Zeitereignisse verallgemeinern könnten, gesperrt.

Ferner kann man bei Guicciardini, besonders bei seiner Auseinandersetzung mit Machiavelli, den Gedanken finden, der später im 19. Jh. manchen Historikern geläufig war, nämlich, dass die allgemeinen Regeln, die man an die Geschichtsschreibung anwenden wollte, die faktographische Basis vorgewaltigen. Tatsächlich gelang es Guicciardini, manche faktographische Missgriffe Machiavellis richtigzustellen. Dabei handelt es sich selbstverständlich keineswegs um die Akzentuierung der „pure facts“, sondern um eine Feststellung, die ganz modern an klingt. Die historische Realität sei, der Meinung Guicciardinis nach, im solchen Masse qualitativ geprägt, dass es unsinnig wäre, zu versuchen, sie auf allgemeine Regeln, Typen reduzieren zu wollen. Aber nicht nur das; Die Auffassung der historischen Partikularität ist bei ihm auch mit anderen Phänomenen verbunden.

Mit dem Kontinuitätsgedanken, der die gewaltsame Unterbrechung des historischen Prozesses, z. B. durch die Herrschaft des „popolo“ ablehnt, mit der Auffassung des Primats der Aussenpolitik vor der Innenpolitik, mit der Ökonomisierung der politischen Ideengehalte, die mancherorts nicht nur mit ihrer klassenmässigen Enthüllung, sondern auch mit einer typischen relativistischen Grundeinstellung Hand in Hand geht.

Ferner ist auffallend, dass Guicciardini nicht das gesellschaftliche Ganze, sondern nur einige Elemente der inneren Struktur der Gesellschaft beachtet, wobei er allerdings die Fragen der ökonomischen Verwurzelung einiger Phänomene verfolgt. Dies hat aber zur Folge, dass bei ihm das ganze Gesellschaftsgefüge auseinanderfällt.

Aus diesem Grunde konnte er keinen Sinn für die schöpferische Rolle der inneren Kämpfe innerhalb der Gesellschaft haben; so werden die grossen Erfolge Roms nicht den inneren Kämpfen zwischen den Patriziern und Plebejern zugerechnet, sondern ihre Ursache wird in der geschickten Aussenpolitik Roms gesehen.

Bezeichnenderweise handelt es sich bei Guicciardinis Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse Roms in erster Linie um Korrekturen der gegnerischen Ansichten Machiavellis, und viel weniger um eine selbständige Analyse, was sicherlich nicht ausschliesst, dass Guicciardini manche Teilphänomene schärfer erfassen konnte als Machiavelli. Ganz in diesem Sinne hat sich Guicciardini bei der Analyse der römischen Verhältnisse jene Erfahrungen zunutze gemacht, die seine Schicht während der Popoloregierung in Florenz hatte machen müssen. Man könnte triftige Gründe beibringen, um zu beweisen, dass der Kontinuitätsgedanke, der bei Guicciardini vorkommt — um mit K. Mannheim zu sprechen —, den Lebenserfahrungen dieser aristokratischen Schicht entnommen wurde, dass sich sogar ihre ablehnende Haltung gegenüber den Gesetzen in Guicciardinis Abneigung zu den Gesetzen im Allgemeinen (auch zu den historischen Gesetzen) widerspiegelte, dass die Akzentuierung Aussenpolitik vor der Innenpolitik auch den politischen Belangen dieser Schicht zugute kam. Letzten Endes entsprach Guic-

ciardinis Auffassung der gegenseitigen Beziehungen der Staaten, die Darstellung der diplomatischen Tätigkeit, die in seinen Schriften glänzend vertreten ist, mehr das Individualitätsprinzip als ein mögliches analytisches Verfahren.

Auf der anderen Seite lässt sich aber, betrachtet man Guicciardinis *Storie fiorentine*, nie die Tatsache ignorieren, dass auch für diese Geschichtsschreibung die innere Analyse besonders des revolutionären Zeitalters nicht so unmöglich war, wobei Guicciardini die klassenmäßige Ideologieverwurzelung einzelner Faktoren in der Geschichte mehr imstande war zu enthüllen als die humanistische Geschichtsschreibung, was man auch in dem Sinne interpretieren könnte, dass eben die Epoche der sozialen Umwälzungen diesen Autor gezwungen hat, mehr reale Faktoren zu beachten als dessen die Humanisten fähig waren.<sup>10</sup>

Der Gegensatz zwischen Guicciardini und Machiavelli verkörpert demnach die Unterschiedlichkeit zweier Zugänge zu der historischen Wirklichkeit, die in späteren Jahrhunderten aktualisiert sein konnte.

## II

Obwohl der Einfluss Guicciardinis auf die neuere Geschichtsschreibung nicht zu leugnen ist — er tritt besonders an jenen Stellen in den Vordergrund, wo es sich um die Analyse der äusseren Staatsaktionen handelt — wurden seine Gedanken, die methodologische Grundlegung der Geschichtsauffassung berühren, im 17. und 18. Jh. nicht weiter entwickelt. Man darf nicht vergessen, dass Guicciardini hauptsächlich durch seine „*Storia d'Italia*“ wirkte, wo das Individualitätsprinzip eine organische Komponente bildet, während jene Schriften, in denen er sich mit den inneren Gesellschaftsereignissen vom Standpunkt des Individualitätsgedankens auseinandersetzte, der breiteren Öffentlichkeit nicht bekannt waren. Im Unterschied zu Machiavelli, dessen Geschichtsauffassung (hauptsächlich der *Discorsi*) auf die Hauptvertreter der Aufklärung einen tiefen Einfluss ausüben konnte (*Montesquieu*).

Dass der Gedanke der historischen Individualität im 18. Jh. nicht durchbrach oder überhaupt nicht reflektiert wurde, ist dem zuzurechnen, dass die auf die Renaissance folgende Geschichtsschreibung entweder zur religiösen Auffassung der Geschichte zurückging, oder sich den inneren Zusammenhängen der Gesellschaft zuwandte, für deren Erfassung die mit der theoretischen Staatsauffassung verbundene Geschichtsschreibung mehr geeignet war.

Der einzige Denker, der für die qualitativen Änderungen des Geschichtsverlaufs tieferen Sinn hatte, G. B. Vico, war sich der Folgen dieses Prinzips in anderen Zusammenhängen bewusst, z. B. an jenen Stellen der *Scienza Nuova*, wo er die Eigenart der historischen Methode, zum Unterschied von der Methode der Naturwissenschaften, in der Philosophie von Descartes kritisiert. Er hat aber dieses Prinzip anderen Zusammenhängen untergeordnet. Sicherlich weist Vicos Auffassung der Geschichtsschreibung als Philologie viele Berührungspunkte mit dieser Methode auf (Philologie als Wissenschaft von der Interpretation der Überreste, die implizite das Verstehen enthält, Auffassung der historischen Begebenheiten in ihrer Abhängigkeit vom menschlichen Willen). Was sie aber aufs krasseste von diesem Prinzip unterscheidet, ist seine Auffassung der historischen Gesetzmässigkeiten und seine *Corso- und Ricorso*theorie, die zwar ebenso wie bei Machiavelli bei ihm nicht streng eingehalten wird und eigentlich auch eine andere Ausmün-

dung zulässt, die aber zur Erfassung der inneren Entwicklungstendenzen der bürgerlichen Gesellschaft angepasst ist. Bekanntlich hat Vico die Entwicklung der äusseren Staatsaktionen fast völlig ignoriert.

Bei den prononzierten Aufklärern wird dann der Individualitätsgedanke, wenigstens derjenige, der mit der Beschreibung der äusseren Staatsaktionen verbunden ist, diffamiert (z. B. bei Voltaire) oder der breiteren Staatsauffassung angepasst (Montesquieu). Was Herder, in dessen Werk manchmal der Individualitätsgedanke hineinprojiziert wird, anbelangt, so lässt sich bei ihm nur der Spürsinn für das Qualitative erkennen. Aber der Nachdruck, den Herder auf die verallgemeinernde philosophische Einstellung legt, sein Sinn für die „innere“ Geschichte“, seine Ablehnung der äusseren Staatsaktionen, seine Auffassung der Rolle der Gesetzmässigkeiten in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, seine Konzeption des Fortschritts und die damit verbundene Negierung des Relativitätsgedankens, dies alles ist mit dem Individualitätsgedanken und hauptsächlich mit den Folgen, die aus ihm herzuleiten wären, unvereinbar.

Allgemein könnte man sagen, dass die Denker des Typs Vico, Montesquieu, Herder einen klaren Beweis dafür bringen, dass jene Geschichtsschreibung, die von der Gesellschaft und nicht von dem Staat ausgeht, den Individualitätsgedankenbeiseite fallen lassen muss.

### III

Es ist nun die Frage zu beantworten, ob man das Auftauchen des Individualitätsgedankens mit der deutschen Geschichtsschreibung des anfangenden 19. Jh. in Verbindung setzen kann, oder ob es sich dabei um ein gemeineuropäisches Phänomen handelt, das nur in Deutschland seine schärfste Ausprägung gefunden hat.

Wenn wir uns zuerst auf die deutsche Geschichtsschreibung beschränken, so sehen wir, dass das Individualitätsprinzip hier in klarster Form formuliert wird, dabei eine klare ideologische Funktion erfüllt und zwar mit allen Folgen in der politischen wie auch in der ideologischen Sphäre.

Politisch kennzeichnet es jene Geschichtsschreibung, die der französischen Revolution feindlich eingestellt war; wobei es sichtbare Unterschiede zwischen jener Geschichtsschreibung gibt, die ihre Resultate ganz ablehnte (konservative Romantik, Savigny, Ranke), oder Zugeständnisse an sie in der Form der Gesellschaftsreformen machte (Niebuhr, Eichhorn).<sup>12</sup>

In dem ersten Fall wird der Individualitätsgedanke klar ideologisiert, man verbindet ihn mit dem Legitimitätsgedanken, mit der feudalen Zersplitterung und demnächst auch mit der Negation der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, mit der Abweisung der Notwendigkeit des allgemein verbindlichen Rechts, mit der Auffassung des Staates, der als eine schlichte göttliche Schöpfung angesehen wird. Es tritt dazu das Bewusstsein der Folgen, die der Individualitätsgedanke beinhaltet. So lässt sich z. B. dieses Prinzip nicht von der historischen Kontinuität wegdenken; der Gedanke der historischen Kontinuität erscheint vielmehr als notwendiger Hintergrund des Individualitätsgedankens. Mit dem Individualitätsgedanken verbindet sich auch das Prinzip des Verstehens, das sich gegen das aufklärerische Erklären aus den Ursachen oder das hegelsche Begreifen richtet, ferner die Resignation an der Möglichkeit der Erkenntnis der inneren gesellschaftlichen Zusammenhänge und der Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung.

Sicherlich ist es nur teilweise das Verdienst der Historiker, diese Prinzipien der Geschichtsschreibung formuliert zu haben. Sie wurde mehr von den philosophisch eingestellten konservativen Romantikern reflektiert; die Historiker haben die Ergebnisse dieser Reflexion nur übernommen und in die empirische Arbeit einverleibt; was z. B. an der Entwicklung Rankes klar zu beobachten ist.

Es gilt heute als eine klar erwiesene Tatsache, dass Ranke zu seiner geschichtlichen Grundeinstellung und Grundkonzeption schon in seiner Jugendperiode gekommen war, in einer Etappe seines Lebens, wo er in Berührung mit der geistigen und theologischen Atmosphäre der konservativen Romantik kam. Der Organismusgedanke, die symbolische Deutung der Weltgeschichte, letzten Endes eine Auffassung der Geschichte, hinter der Gott als Urheber steht, der Relativismusgedanke, dies alles sind Ideen, die im grossen Werk Rankes eher verflacht als philosophisch untermauert wurden. — Sollte man versuchen festzulegen, was in allen Epochen Rankeschen Schaffensperioden als locus communis gelten kann, so käme man zu den Ergebnissen, dass dies nicht nur der Akzent ist, den er auf die Staatsaktionen legt, um den Primat der Aussenpolitik vor der Innenpolitik in den Vordergrund zu rücken, sondern auch sein Missbehagen an dem Rationalismus der Aufklärung und der Hegelschen Philosophie, und letzten Endes auch seine fast völlige Ignorierung der inneren gesellschaftlichen Verhältnisse (auch im gemässigten Sinne des Wortes).

An jenen Stellen, wo sich Ranke der Analyse der realen Zustände nähert (z. B. in seinem grossen Werk, das der englischen Revolutionsperiode gewidmet ist), tut er es von oben her. Dass er dabei im Gegensatz zur liberalen Geschichtsauffassung zu merkwürdigen Ergebnissen kommen konnte, die Klassenbedingtheit der Aktionen Cromwells deutlicher zu erfassen wusste als dies liberale Historiker tun konnten, steht ausser Frage.<sup>13</sup>

Das die Rankesche Methodologie nicht so ungeeignet war, auch die revolutionären Vorgänge näher zu analysieren, davon liefert H. Sybel den klarsten Beweis.<sup>14</sup> Sybel tritt zwar mancherorts als Kritiker Rankescher Grundkonzeption auf, vor allem was Rankes mangelndes Interesse an den deutschen Einigungsversuchen anbelangt, verfiert aber anderenorts die Grundpositionen der Rankeschen Methodologie, d. h. das Individualitätsprinzip, den Kontinuitätsgedanken, ohne dabei den Gedanken des allmählichen Fortschritts grundsätzlich abzuweisen (obwohl er nicht die Idee des gesellschaftlichen Vertrags zulässt). Sybel wusste auch die Revolution als berechtigtes Geschichtsphänomen zu deuten, sucht sie aber durch viele Argumente abzuschwächen. Er degradiert aber die revolutionäre Tätigkeit mit individuell psychologischen Argumenten. Er deutet die Revolution als ein Produkt des Eigensinnes; die Revolution wird bei ihm nur auf die Gewalt reduziert. Er diffamiert die schöpferischen Fähigkeiten des Volkes, das Volk wird als Masse dargestellt, die von dem Parteiapparat beherrscht wird.

Die Entwertung der Revolution wird dann durch eine gewisse Soziologisierung vorgenommen — was auch zur Herabsetzung der revolutionären Ideen führen musste. Es wird hinter jeder von diesen Ideen eine subjektivistische eigennützige Absicht vermutet.

Damit sind aber auch die Möglichkeiten der auf dem Individualitätsprinzip angelegten Geschichtsschreibung klar abgesteckt. Es war sicherlich kein Zufall, dass sich noch G. Ritter im Jahre 1955 auf die Vorbildlichkeit des Sybelschen Werkes berufen konnte.

Die letzte Phase in der Entwicklung des Individualitätsprinzips entstand dann



aus einer gewissen Abwehrstellung gegenüber dem Positivismus. Was am Positivismus beanstandet wurde, war einerseits sein Bestreben, in der Geschichte allgemeine Gesetze zu finden und die Geschichtsentwicklung hauptsächlich, wie im Falle Buckle, mit dem Fortschrittsgedanken zu verbinden. Man mag bei dieser Gelegenheit schon an die einleitenden Kapitel des Buckleschen Werkes erinnern, oder an Lamprechts scharfe Angriffe gegen das Individualitätsprinzip und politische Geschichtsschreibung, die bei ihm als völlig unwissenschaftlich abgetan wurde. Es war doch die Hauptdevise des Positivismus, dass diese Geschichtsschreibung durch die Anwendung des Gesetzesbegriffes in den Rang der Wissenschaft erhoben werden müsse.

Den Auftakt zu der ganzen Reaktion gegen den Positivismus in der deutschen Historiographie hat schon Droysen gegeben, die Kritiker von Lamprecht aus der Rankeschule haben dann diese Argumente nur in Einzelaspekten vervollkommen, keineswegs aber konzeptuell ausgearbeitet. Das Charakteristische an der ganzen antipositivistisch ausgerichteten Strömung der deutschen Historiographie ist noch, dass sie die Berechtigung einiger Aspekte der positivistischen Geschichtsschreibung zulässt. Schon Droysen hat die Statistik, die der Positivismus eingeführt hat, hoch eingeschätzt. Die positiven Ergebnisse der ganzen Richtung wurden aber durch andere Zusammenhänge relativiert. Es wird zugegeben, dass es das grosse Verdienst des Positivismus sei, sich der Erforschung der Realität zugewandt zu haben und um genaue wissenschaftliche Handhabung der gesellschaftlichen Realität bestrebt zu sein. Aber wegen der Ignorierung der spezifischen Qualitäten der historischen Realität war der Positivismus nicht imstande, die Eigenart der historischen Erkenntnis zu begründen.<sup>15</sup>

Die Extremisten der ganzen antipositivistischen Richtung, z. B. Georg von Below, gingen sogar so weit, dass sie auch die schöpferischen Ansätze des Positivismus bestritten und behaupteten, dass das, was am Positivismus als Wertvolles sei, schon in der Romantik enthalten sei.

Zieht man das Facit der Droysen-diltheyschen Kritik an dem Positivismus und extrahiert man das Substanzielle aus den Aufsätzen der Lamprechtkritiker, so kann man folgende Gedankengänge feststellen. Dem Positivismus wird vorgeworfen, dass er die Eigenart der historischen Erkenntnis ignoriert. Ferner wird gegen ihn der Einwand erhoben, dass er von der eisernen Notwendigkeit des gesellschaftlichen Geschehens überzeugt ist und keine freie Wahl des Individuums zulässt. Er orientiert sich zuviel an der Zivilisation und muss demnach die spezifische Eigenart der Staats- und Kultursphäre ausser Acht lassen.

So wird der Rationalismus und Determinismus weggeworfen, ebenso wie die Abhängigkeit der geschichtlichen Entwicklung von den Naturbedingungen ignoriert.

Die Kategorie der historischen Individualität macht dann einige beträchtliche Änderungen durch. Der metaphysische oder besser gesagt der religiöse Hintergrund dieser Kategorie wird fallengelassen, die Begründung der Kategorie wird in die empirische Ebene hineinprojiziert. Man verbindet sie, dem Vorbild der älteren Rankeschen und kleindeutschen Geschichtsschreibung folgend, mit der Existenz der grossen Individuen. O. Hintze sagt an einer Stelle, dass sich seine Auffassung der Individualität direkt an Bismarck orientierte. Oder man sucht sogar das Individualitätsprinzip durch die Differenziertheit der Gesellschaft zu begründen. Eigentlich nur die höheren Funktionäre der preussisch-deutschen Gesellschaft sind mit dieser Qualität bedacht; mit Meinecke zu sprechen: das Prinzip der Indivi-

dualität soll die Angehörigen der höheren Schichten vor der Nivellierung schützen.<sup>16</sup>

Man beginnt, Meinecke tut dies nach dem ersten Weltkrieg, von der Notwendigkeit der Abstufung der Gesellschaft auf Grund der Individualitätsprinzip zu sprechen.

Von diesem Standpunkt lässt sich eine Verquickung des Wertes und des Individualitätsprinzips, die bei ihm erfolgt, gut begreifen. Die Individualität soll als eine Waffe gegen das allgemeine Egalitätsprinzip benutzt werden.

Endlich bezieht sich die Individualität auf die Institutionen des Staates. Sie soll die Übergeordnetheit des Staates über die Gesellschaft gewährleisten.

Die Verbindung des Individualitätsprinzips mit dem Wertprinzip bedingt die Reflexion des Individualitätsprinzips, nämlich das Individualitätsprinzip wurde als Schutzmittel gegen die gesellschaftliche Nivellierung gedacht. Bezeichnenderweise tritt das Phänomen des Individualitäts- und Wertprinzips in dieser Form, besonders nach dem ersten Weltkrieg in den Vordergrund. Dabei werden Aspekte des ganzen Individualitätsprinzips aktualisiert; so wird z. B. das Prinzip der Kontinuität soziologisiert, die Kontinuität wird hauptsächlich in der Bürokratie gesehen, die, um konkret zu sein, den Übergang vom Wilhelminischen Deutschland zur Weimarer Republik ermöglichen soll. Es wird dann auch die Rolle des Zufalls im breiteren Umfang hervorgehoben, das Individualitätsprinzip wird mehr in reflektierter Form mit dem Freiheitsproblem verbunden.

Vor allem kann man aber das neue in dem Versuch, das Kausalitätsprinzip zu ideologisieren, sehen. Das Kausalitätsprinzip, begleitet von der mechanistischen Geschichtserklärung, wird der Sphäre der demokratischen Massenbewegungen zugerechnet, die mit einem gewissen Despekt als Triebssphäre gekennzeichnet wird. Symptomatisch fällt in diese Sphäre auch die Staatsform der Demokratie. Andererseits wurden die Werte, die mit der Individualität aufs engste verquickt sind, in die Kultursphäre verschoben (Kultur als Gegengewicht gegen die Massengesellschaft). Damit ist auch das erhöhte Interesse der Neuranken an den ökonomischen Leben erklärlich. Meinecke, der selbst solche Studien nicht unternimmt, hat für diese Studien das Fazit gezogen, indem er behauptet, dass eben in der ökonomischen Sphäre die Kausalität am meisten zu Worte kommt.<sup>17</sup>

Das produktive, was aus diesem Zusammenstoß des naturwissenschaftlich ausgerichteten Positivismus und der neurankeschen Geschichtsschreibung hervorgeht, ist der Versuch, die Typenlehre zu entwickeln. Unter den deutschen Historikern hat sie der Denker entwickelt, der während des Lamprechtstreites grosse Zugeständnisse an Lamprecht machte, der sich die Resultate der ökonomischen Historiographie anzueignen wusste und der sich auch die Resultate der deutschen Soziologie zueigen machte (nämlich Hintze). Der Typ bei Hintze ist nicht mit dem Gesetz identisch, er korrigiert es durch das Element des Individuellen, das er der Staatssphäre entnimmt. Nicht zufällig konnte Hintze die Typenlehre eben bei den Vergleichsstudien einzelner Staatsformen anwenden.

Sonst bildet aber dieser eigenartige Versuch Hintzes eine Ausnahme in der deutschen Historiographie.

#### IV

Wenn man die Eigenart der deutschen Geschichtsschreibung begreifen wird, so muss man zu den Vergleichen mit der Geschichtsschreibung anderer Nationen greifen, um klar zu machen, welche Rolle in ihnen dem Individualitätsprinzip

zufiel. Auf den ersten Blick ist es ersichtlich, dass in der englischen und französischen Geschichtsschreibung das Individualitätsprinzip nicht eine so bedeutende Rolle spielte; eigentlich begegnen wir diesem Prinzip erst in dem Augenblick als in diesen Ländern die Rezeption der Rankeschen Methodologie erfolgte das heisst in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jh., wobei, wie es sich herausstellen wird, die Rezeption nur in einigen Aspekten erfolgt; sonst wurden die Grundelemente der Rankeschen Methodologie in andere Zusammenhänge gesetzt. So sind auch bei Monod oder Acton die Konzessionen an den Positivismus und an den Liberalismus viel grösser als in Deutschland bei den Rankeanern.

Den Hauptunterschied zwischen der deutschen und französischen Geschichtsschreibung erblicken wir darin, dass die französische und englische Geschichtsschreibung mehr in den Fragen der Genesis der bürgerlichen Gesellschaft orientiert war als die deutsche Geschichtsschreibung. Vor allem die französische Geschichtsschreibung, die immer eine gewisse Reflexion der Revolution ausdrückte, versuchte bis zu den inneren Klassenkämpfen durchzudringen, wobei — was das wichtigste ist — sie diese Kämpfe nicht nur zu analysieren suchte, sondern sich mit ihnen auch zu identifizieren wusste. Das Individualitätsprinzip, das, wie wir bereits dargelegt haben, ideologisch an die alten herrschenden Mächte gebunden war, spielte in der Geschichtsschreibung, die die grossen Massenbewegungen betrachtete und die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft lieferte, nur eine ganz nebensächliche Rolle — es konnte nur durch den Sinn für das Spezifische einzelner Epochen und den Lokalkolorit der Zeitereignisse durchbrechen. Unter diesem Aspekt ist auch der Einfluss des deutschen historischen Denkens auf das französische zu begreifen.

Mit dieser Grundeinstellung zu der bürgerlichen Gesellschaft ist ferner die Überzeugung verbunden, dass die historische Entwicklung den Gesetzen unterworfen ist, wobei von den Historikern des Typus Thierry die Meinung geteilt wird, dass die Gesetze von den breiteren Schichten erkannt werden können. Die Erkenntnis, dass „pure facts“ gewisse Abstraktionen darstellen; das Faktum ist nicht von dem Gesetz wegzudenken. Damit lässt sich auch die scharfe Kritik, der z. B. Guizot die Methodologie der deutschen rechtshistorischen Schule unterwirft, erklären. Hand in Hand geht damit die abschätzende Einstellung zu den äusseren Staatsaktionen; die französischen Historiker teilen die Auffassung, dass die Aussenpolitik von der Innenpolitik völlig abhängt. Die Vorstellung von der Entwicklung zum Höheren widerspiegelt die Überzeugung, dass die Französische Revolution ein notwendiges Bindeglied zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit darstellt (Michelet, Thiers). Begreiflicherweise fällt dann auch der These von dem inneren Verständnis der Geschichte eine viel grössere Bedeutung zu. (Thiers spricht in diesem Zusammenhang von dem Ergreifen des inneren Sinnes der Geschichte.)

Noch stärker ablehnend musste dann das Individualitätsprinzip bei den Positivisten sein, die die statistische Methode auf den Schild erhoben haben und die Geschichte der der Naturwissenschaft nachgebildeten Methodologie unterwerfen wollten. Das Individuum erscheint bei ihnen als der irrationale Rest, dasjenige, bei dem die Interpretation, die auf Beobachtung, Vergleich und Kombination basierende Methode anzuwenden weiss. Eben darum muss das Individuum den Massenprozessen untergeordnet werden.

Das gilt auch von den englischen Historikern des Typus Buckles der eine ausgezeichnete Kritik des Individualitätsprinzips liefert.

Die Reaktion, die sich gegen diese Art Geschichtsschreibung richtet, greift in den achtziger Jahren wieder zum Individualitätsprinzip, und zwar im Zusammenhang mit der Erneuerung der politischen Geschichtsschreibung, das heisst der auf den Staat orientierten Geschichtsschreibung, die sich mit Absicht die Rankeschen Methoden zu eigen machen will. Die parallele Entwicklung zum Neurankeanismus ist offensichtlich, die Grundprinzipien müssen aber im positivistisch durchtränkten und liberalistisch gefärbten Milieu grosse Änderungen durchmachen. Aus der Rankeschen Geschichtsschreibung wurde der Grundsatz der Wissenschaftlichkeit übernommen, die ältere Geschichtsschreibung wurde als zu literarisch und philosophisch diffamiert. Auch die Angriffe, die sich gegen die Wertung in der Geschichte richten, verfolgen das einzige Ziel, das revolutionäre Erbe abzuschwächen, sich mit den alten Mächten zu versöhnen. Nach der bekannten Äusserung von Monod haben eben die Revolutionen in Frankreich bewiesen, wie das Volk eigene Kräfte verschwenden kann, wenn es ihnen verfällt.<sup>18</sup>

Insgesamt kann man sagen, dass in Frankreich das Individualitätsproblem mit dem Kontinuitätsproblem Hand in Hand geht, was z. B. für Fustel de Coulanges sehr symptomatisch ist. Sonst fiel auch der Monodschule in Frankreich keine prädominierende Stellung zu. Auf der einen Seite stand die positivistische Geschichtsschreibung, die in den neunziger Jahren eher gestärkt als geschwächt wurde (*Revue de synthèse historique*). Auf der anderen Seite hat sich die Historiographie in Frankreich in den Streit um die Französische Revolution eingestellt und auf diesem Gebiet konnten auch die konservativen Historiker mehr zu Hypolite Taine als zu Monod greifen.

In England, wo sich die Rezeption Rankescher Geschichtsschreibung stark in den Werken Actons<sup>19</sup> niederschlägt, weist sie viele kompromisshafte Züge aus. Zwar ist auch hier die Rezeption an die antiliberalistische Welle gebunden, bezeichnenderweise entstammte Lord Acton dem katholischen Milieu; trotzdem mussten die Zugeständnisse an die liberale Tradition grösser sein als in Deutschland. Zwar kann man bei Acton den Versuch beobachten, die auf dem Individualitätsprinzip basierende Methode mit einer neuen Staatsauffassung zu koppeln, die die verstärkte Rolle des Staates hervorheben will. Man könnte sich manche seine Äusserungen mit denjenigen von Savigny vergleichen; besonders was die Möglichkeit der künstlichen Oktroyierung der Gesetze anbelangt. Die Gesetze können nach Acton nur aufgefunden werden. Acton weiss auch die Verdienste der deutschen historischen Rechtsschule zu schätzen.

Acton hat zwar das Mittelalter für die englischen Historiker nicht direkt entdeckt, hat aber das Studium des Mittelalters geschichtsmethodologisch begründet. Die Entdeckung des Mittelalters scheint ihm eine höhere Entdeckung zu sein als die Entdeckung der Antike. Letzten Endes spielt auch bei ihm die Kategorie des allmählichen Wachstums, also der Kontinuitätsgedanke, eine entscheidende Rolle; der auch bei Acton gegen die französische Revolution gerichtet ist. Aber dann treten beträchtliche Abweichungen hervor.

Acton weiss dabei nicht genau zwischen der psychologischen Einstellung und dem eigentlichen Ideengehalt zu unterscheiden. Er hat aber den Ideengehalt grosser religiöser Werke für ebenso wichtig gehalten wie die grossen politischen historischen Ereignisse selbst.

Man könnte bei Acton Stellen aufzählen, wo er zu den objektiven Ideen greift um das Klassenbewusstsein wegzudisputieren.

Es muss aber noch ein anderer Unterschied zwischen Acton und Ranke er-

wähnt werden. Die Ideen sind bei Acton nicht national gebunden, sie machen demnächst eine Vergleichstudie verschiedener Zivilisationen möglich.

Bei Acton wird manchmal die Wissenschaftlichkeit der historischen Arbeit erwähnt. Acton spricht sogar von der Berechtigung der wissenschaftlichen Beweisführung, meint aber unter der Wissenschaftlichkeit in der Geschichte hauptsächlich die Arbeit mit den Quellen. Die ganze Sphäre des gesellschaftlichen Lebens ist so eigentlich den Gesetzen entrückt. Die Geschichte steht in seiner Konzeption näher der Theologie als der naturalistisch aufgefassten Wissenschaft.

Die Auffassung der Wissenschaftlichkeit ist dann auch ideologisch untermauert, man stellt die eigenen Daten gegen dogmatische Konzeption und zwar unter der Losung, dass man die Realität allein sprechen lassen muss.

Wenn Acton der Geschichtsschreibung die Aufgabe zurechnet, Vorurteile zu negieren, so meint er besonders revolutionäre und liberalistische Vorurteile. Damit lässt sich aber auch gut begreifen, dass Acton unter der wissenschaftlichen Tüchtigkeit nicht die Fähigkeit zur Theorie, sondern zur Quelleninterpretation versteht.

Acton weiss auch die Verdienste Hegels um die Geschichtswissenschaft einzuschätzen; ebenso weiss er sich die Ergebnisse der deutschen ökonomischen Geschichtsforschung zunutze zu machen. Es kann sich in großen Zügen nur um eine Rezeption einzelner Elemente beider Richtungen handeln — an der anderen Seite verhehlt Acton nirgendwo seine Abneigung gegenüber den hegelschen Pantheismus, zu Hegels Bestreben den Einzelnen dem Weltganzen unterzuordnen.

Fast dieselben Einwände wie gegen Hegel richtet er gegen den Positivismus. Eine Einstellung, die an Ranke erinnert.

Was aber Acton von der Rankeschen Geschichtsschreibung unterscheidet, ist sein erhöhtes Interesse für die ökonomischen Prozesse, was selbstverständlich durch die innere Lage Englands bedingt ist. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, dass England das klassische Land der ökonomischen Krisen war und dass die ökonomischen Umwandlungen hier fast auf der Hand lagen.

Dass Acton zu der deutschen ökonomischen Historiographie griff, hatte mehrere Gründe. Sie hat ihm auf der einen Seite das Präzept geliefert, wie man sich in der gegenwärtigen Lage orientieren kann, andererseits half sie ihm den Liberalismus zu bekämpfen. Man mag bei dieser Gelegenheit an die Rolle erinnern, die sie dem Staat zugesprochen hat.

Bei Acton kann man aber auch gewisse Zugeständnisse an die Milieutheorie des Positivismus finden und zwar trotz der Tatsache, dass Acton die plumpe Art der Buckleschen Geschichtsschreibung ablehnte und durch die Rankesche Ideenlehre zu korrigieren wusste.

Die Folge davon war, dass Acton die Ideenlehre fast in die psychologische Ebene rückte; sollte man z. B. nach Acton begreifen, warum es in der englischen Revolution ging, so müssen die Denktypen einzelner Sekten herauspräpariert werden.

Dass diese akute Faktizität mit einer gewissen Neigung zum Relativismus einhergeht, ersicht man aus der ganzen Tendenz des Actonschen Werkes und seiner Kritik der liberalistischen Historiographie. Acton hatte sogar Verständnis für die abwegigen Aspekte der mittelalterlichen Inquisition.

Aus alledem, was wir skizzenhaft angeführt haben, ergibt sich die Schlussfolgerung, dass die auf dem Individualitätsprinzip basierende Historiographie nur unter spezifischer Konstellation entstehen konnte. Das Prinzip war für eine Ge-

schichtsschreibung charakteristisch, die nicht anstrebte, das Ganze der gesellschaftlichen Entwicklung von innen her zu begreifen. Sie musste die innere Analyse der bürgerlichen Gesellschaft verfehlen. Sie war vollständig auf die Staatssphäre orientiert, die realen gesellschaftlichen Prozesse, die sie nicht missachten konnte, wurden von diesem äusseren Aspekt her erfasst. — Damit verbindet sich ihre Abneigung gegen die theoretische Erfassung der gesellschaftlichen Prozesse, die z. B. für Machiavelli, Hegel, den philosophischen Positivismus und dann hauptsächlich den Marxismus kennzeichnend war. Was sicherlich nicht ausschliesst, dass auf noetischer Ebene die Kritik, die sie an diesen Geschichtsdeutungen ausübte, nicht ohne Grund wäre, dass sie manche schwachen Seiten dieser Historiographie nicht einzugesehen vermochte.

### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> G. Ritter, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, Hist. Zeitschrift 1949.  
W. Hofer, *Geschichte zwischen Philosophie und Politik, Weltanschauung in Deutschland*. Basel 1956.
- <sup>2</sup> Th. Schieder, *Der Typus in der Geschichtswissenschaft. Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit*. München 1960.  
W. Conze, *Die Strukturgeschichte des technischindustriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht*, Köln 1957.
- <sup>3</sup> J. Kudrna, *Historie, filosofie, politika v NSR*, Praha 1964, S. 71.
- <sup>4</sup> Vergleiche Fr. Meinecke, *Politische Schriften und Reden*, Darmstadt 1958, besonders S. 146—173, 272—298, 372—374.
- <sup>5</sup> G. Ritter, *Geschichte als Bildungsmacht*, Stuttgart 1946.
- <sup>6</sup> W. Conze, zit. Werk, S. 5—28.
- <sup>7</sup> Machiavelli, *Il Principe e Discorsi sopra la prima decà di Tito Livio*. Mailand 1960, S. 123—125.
- <sup>8</sup> Polybios, *Istoriai* VI/9.
- <sup>9</sup> L. Ranke, *Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber*, Werke XXXI, Berlin 1877.
- <sup>10</sup> Vergleiche: J. Kudrna, *Zur Frage der Revision der Renaissanceideologie bei Guicciardini*, SPFFBU, 1964, C 11.  
F. Gilbert, *Machiavelli und Guicciardini, Politics and History in Sixteenth-Century Florence*, Princeton 1965, S. 71 u. f.
- <sup>11</sup> Vergleiche, J. Kudrna, *Kapitoly z dějin historiografie a filosofie dějin*, Praha 1958, S. 000.
- <sup>12</sup> J. Kudrna, *Historie, filosofie, politika v NSR*, Praha 1964, S. 7—11, 30—32, wo weitere Literatur angeführt.
- <sup>13</sup> Vergleiche dazu: R. Vierhans, *Ranke und die soziale Welt*, München, 1959.
- <sup>14</sup> Zum Sybel vergleiche H. Scier, *Die Staatsidee H. von Sybel in den Wandlungen der Reichsgründungszeit 1866—1871*, Diss. 1956. *Über Politik und die Kontinuität des staatsbildenden Liberalismus*, H. Z, 1959, S. 90—112.
- <sup>15</sup> J. Kudrna, zitiertes Werk, S. 37—41.
- <sup>16</sup> *Ibidem*, S. 84—85.
- <sup>17</sup> Die Literatur sich J. Kudrna, zit. Werk, S. 88—92.
- <sup>18</sup> Vergleiche G. Monod, *Du progrès des études historiques*, Revue historique, S. 37—38.
- <sup>19</sup> Zu Acton H. Butterfield, *Man on his Past The Study of History and historical Scholastic*, Cambridge 1956, S. 62—99.

### POLITICKOIDEOLOGICKÁ ÚLOHA POJMU INDIVIDUALITY V DĚJEPISECTVÍ NOVOVĚKU

Autor zkoumá v rozmezí čtyř století úlohu pojmu individuality v novověkém dějepisectví. Ukazuje, že zásadní rozpor mezi dějepisectvím, jež vycházelo ze zásady pouhého popisu jednotlivých historických událostí, a dějepisectvím, které se snažilo pochopit historické dění na zá-

kladě teoretického prekonceptu, je staršího data, než se obvykle myslí, že zárodky rozporu mezi oběma typy dějepisců je možno nalézt již ve známém sporu mezi Machiavellim a Guicciardinim. Kdežto Machiavelli využil starších státovědních koncepcí a generalizací, trval Guicciardini na zásadě, že historii je nutné psát bezprostředně bez takovýchto zobecnění. U Guicciardiniho má nepochybně tento poměr k historii konzervativní charakter.

Autor dále dokazuje, že dějepisců 18. století vycházelo z předpokladů teoretických. Teprve v 19. století zvláště německá historiografie typu Rankova znovu zdůraznila princip individuality, který byl tentokrát zaměřen proti osvícenskému pojmání dějin. Odtud specifika německé historiografie 19. století zvláště spojení historiografie se státem, s historickým relativismem.

Německá historiografie tohoto typu odmítala historické zákonitosti, pozitivistické snahy po vysvětlení historických jevů a propracovala teorii porozumění, která byla adekvátní principu historické individuality.

Srovnání historiografie anglické a francouzské s historiografií německou ukazuje, že princip individuality hrál v těchto historiografiích mnohem menší úlohu a byl typický vlastně jen pro školu Monodovu a dějepisců inspirované lordem Actonem.